

Jean

Ein biografischer Roman



Martin Gross

Softcover	978-3-347-45677-8
Hardcover	978-3-347-45678-5
E-Book	978-3-347-45679-2

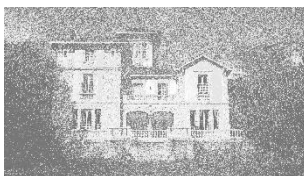
Druck und Distribution im Auftrag: tredition GmbH, Halenreihe 40-44, 22359 Hamburg, Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist ausschließlich der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Autors unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag, zu erreichen unter: tredition GmbH, Abteilung "Impressumservice", Halenreihe 40-44, 22359 Hamburg, Deutschland.

Text und grafische Gestaltung Martin Gross – Carcassonne

Umschlaggestaltung Martin Gross - Carcassonne

© 2021 by Gross Publishing



All rights reserved by Gross Publishing

Gegen das Vergessen

Vorwort

Jean oder bei welcher Variante seines Vornamens man ihn auch immer nennen will, war unser Vater. Er wurde 1922 im rumänischen Teil des Banats, einer grenzüberschreitenden Region zwischen Ungarn, Serbien und Rumänien geboren. Diese, aus dem 18. Jahrhundert durch die Besiedelung von überwiegend Deutschen entstandene Enklave des habsburgischen Österreich, wurde nach dem ersten Weltkrieg aufgeteilt, wodurch ein großer Teil Rumänien zugeschlagen wurde. Jean oder Ioan wie er damals hieß, wuchs in einer für die Banater typischen Großfamilie in einem kleinen Dorf auf. Nichts hätte während seiner Kindheit und Jugend ferner liegen können, als das deutsche Nazireich. Trotzdem wurde er, wie nahezu 80.000 andere deutschstämmige Rumänen, als junger Mann in die Waffen-SS rekrutiert. Die genauen Umstände dieses Vorgangs, sind was ihn persönlich betrifft, wie so vieles aus dieser Zeit nicht näher bekannt. Er erzählte nie sehr viel von Früher und über den Krieg selbst zu sprechen war ein Tabu. Dieses wurde nur bei den sehr seltenen Zusammenkünften mit dem einen oder anderen Veteranen aus dem Krieg gebrochen. Dann saßen sie lange zusammen und hatten dabei auch ein paar Flaschen zu viel getrunken. Das war dann aber immer abends und wir Kinder, vor allem ich als der Jüngste, mussten ins Bett. Trotzdem habe ich noch bruchstückhafte Erinnerungen an diese seltenen und auch seltsamen Abende. Da war dann schon mal die Rede von Kriegserlebnissen, wie die Russen mit sogenannter Pressluft geschossen hätten und wie man daraufhin tote Soldaten fand, die völlig unverletzt erschienen, von den schönen Russenfrauen, von Partisanen die aus dem Hinterhalt auftauchten aber auch von toten Kameraden, der gnadenlosen Winterkälte und dass es oft tagelang nichts zu essen gab. Nur an Hinrichtungen oder an das Wort Konzentrationslager kann ich mich nicht erinnern. Darüber wurde niemals gesprochen. Allerdings erwähnte meine Mutter nach seinem Tod eine kurze Episode seines Einsatzes an der Ankunftsrampe eines Konzentrationslagers. Das er einem oder einer der Ankommenen ein Stück Brot zustecken wollte und dafür von einem Vorgesetzten abgemahnt wurde. Auch, dass er an seiner Mütze einen Totenkopf

gehabt hätte, welchen er aber in seiner Gefangenschaft entfernt hatte. Es gibt auch ein Foto mit eben jener Mütze und einer Uniformjacke, auf dem die Schulterklappe mit dem Totenkopf der SS weggekratzt worden war. Ich habe daher gerade die Verwendung von Rumäniendeutschen in der SS, ihre Ausbildung und häufigen Einsatz bei den KZ Wachmannschaften besonders detailliert recherchiert. In diesem Zusammenhang, war gerade das Mithören der Prozessprotokolle der Auschwitz- und Majdanek-Prozesse sehr hilfreich aber auch sehr belastend. Zusammenfassend kann man feststellen, dass die rumänischen Volksdeutschen nahezu ausschließlich, entweder beim III SS-Panzerkorps, bei der SS-Division Prinz Eugen oder bei den SS-KZ Wachmannschaften, deren Ausbildung in Oranienburg stattfand, Dienst taten. Nur wenige Handverlesene kamen zur Leibstandarte Adolf Hitler. Dazwischen gab es auch Verschiebungen, insbesondere zwischen den Wachmannschaften und den kämpfenden Einheiten. Auf jeden Fall landeten sie nahezu allesamt bei der SS und nicht in der regulären Wehrmacht. Ich erinnere mich auch daran, dass ich meinen Vater nachts gelegentlich schreien hörte, wenn ihn seine Erinnerungen an den Krieg in Alpträumen plagten. Das ging dann immer nur ein paar Sekunden lang. Dann vernahm ich die beruhigende Stimme meiner Mutter die ihn geweckt hatte.

Nach seinem Tod habe ich mich immer wieder gefragt, was er denn wirklich so alles in seinem, zeitweise unfreiwillig turbulenten Leben, durchgemacht aber auch getan haben könnte. Was er alles nach dem Krieg in seinem Rucksack mit sich herumgeschleppt hatte. Lange blieb es nur bei diesen Gedanken, bis ich anfang mich der Ahnenforschung zu widmen. Im Zuge dessen beschäftigte ich mich auch mit den Lebensbedingungen im Banat der Vorkriegszeit und den Veränderungen, welche durch die Einflussnahme der Nationalsozialisten vonstattengingen. Dabei wurde mir erst bewusst, dass mein Vater ein Zeitzeuge des beginnenden Untergangs einer jahrhundertealten Volksgemeinschaft gewesen war. Vom Zeitpunkt seiner Einberufung zum Militär, bis hin zu seiner ersten und auch einzigen Rückkehr nach Rumänien, Ende der sechziger Jahre, war nahezu alles verloren was

Generationen der sogenannten Donauschwaben aufgebaut hatten. Zehntausende wurden am Ende des 2. Weltkrieges von den russischen Besatzern, unter Mithilfe des neuen kommunistischen Regimes, in Arbeitslager der Sowjetunion verschleppt. Fast ein Viertel davon überlebten die schwere Arbeit und die miserablen Lebensbedingungen nicht. Die Meisten derer, die wieder freikamen gingen gar nicht mehr nach Rumänien zurück, sondern direkt in eine der westdeutschen Besatzungszonen. Nach dem Krieg lebten von seiner Familie mein Vater und seine Schwester Leni in Deutschland. Die anderen Geschwister waren noch immer in Rumänien und konnten nicht ausreisen. Für das Regime von Nicolae Ceausescu waren sie zur Handelsware geworden, welche man in späteren Jahren bestens an die Bundesrepublik Deutschland verkaufen konnte. Da sie aber im Falle eines Ausreiseantrags ihr ganzes verbliebenes Hab und Gut, ohne gerechte Entschädigung verlieren würden, wagten sie die Ausreise viele Jahre lang nicht. Erst als die wirtschaftliche Situation in den achtziger Jahren unerträglich wurde, verließen auch sämtliche Brüder mit ihren Familien das Land. Nur Elisabeth – genannt Lissi -, die ältere Schwester meines Vaters blieb zurück. Sie ist die Einzige, die auch in Rumänien starb und dort begraben ist. Seine Eltern hat er nie wiedergesehen.

Meine Motivation dieses Buch zu schreiben, war der Wunsch diesem Menschen, der wie so viele dieser Generation wie ein Blatt im Wind der Kriegsstürme trieb, seine ganz persönliche Geschichte zu geben. Ich wollte nicht, dass sich die Erinnerung an seine Lebensgeschichte - wie bei den meisten meiner Vorfahren - am Ende nur auf eine Geburts-, Heirats- und Sterbeurkunde beschränken würde. So kam es dazu, dass ich den Versuch unternahm, einen Lebensweg zu zeichnen wie er wahrscheinlich hätte gewesen sein können. Basierend auf den Fragmenten meiner Erinnerungen, den wenigen vorhandenen Dokumenten und innerhalb der Familie erzählten Anekdoten, ist daraus diese biographische Geschichte entstanden. Einiges davon ist belegbar wahr, anderes wiederum Fiktion basierend auf Zeitdokumenten und einiges frei erfunden. An dieser Stelle stellten sich natürlich immer wieder die Fragen: Was darf man vermuten? Wie weit sollte bzw. durfte

ich gehen bei meinen Annahmen? Ist er z.B. begeistert gewesen von seiner Rekrutierung in die SS oder eher notgedrungen gegangen? War er z.B. an Erschießungen beteiligt? Wenn ja, wie hatte er sich verhalten bzw. wie hatte dies auf ihn gewirkt? Wissenschaftliche Abhandlungen belegen, dass ein Großteil der jungen Banater durchaus von der Idee begeistert war, als Mitglied der deutschen Wehrmacht, als deren Teil von den Rumänen mangels besseren Wissens auch die Waffen-SS angesehen wurde, in den Krieg zu ziehen. Die Tatsache, dass sie so dem Wehrdienst in der schlecht ausgerüsteten rumänischen Armata, die ja an der Seite der Wehrmacht im Osten kämpfte, entgehen konnten, war dafür sicher nicht der einzige Grund. Die deutsche Wehrmacht hatte vor der Niederlage bei Stalingrad den Nimbus der Unschlagbarkeit und bis sich die Wahrheit über die Lage an der Ostfront tatsächlich verbreitete, vergingen nach der desaströsen Kesselschlacht noch viele Monate. Auch die Werbefilme, welche die Anwerber in den kleinen Ortschaften des Banats im Dorfgemeinschaftshaus vorspielten, zeigten immer eine hochmotorisierte, schnell nach vorne stürmende, siegreiche Truppe. Wenn man schon in den Krieg musste, dann wollte man genau dahin. Die Abfahrten mit den Transportzügen in die Ausbildungslager im Reich, glichen häufig eher Volksfesten denn schmerzhaften Abschiedsszenen. Da lief dann schon mal das ganze Dorf zusammen und man sang vor den schön geschmückten Waggons zur Musik der Dorfkapelle. Aber es gibt auch viele Berichte von Verweigerern bzw. Solchen, die versuchten ihre Abfahrt mit allen möglichen Mitteln zu verzögern. Allerdings war der Druck aus den Reihen der Volksgemeinschaft enorm. Deren oberste Führer waren Nazis und zudem Karrieristen. Man wollte seinen Beitrag leisten in diesem vaterländischen Krieg. Gerade dies mutet eher bizarr an, lebten doch die Banater schon seit dem 18. Jahrhundert in Rumänien und hatten stets nur sehr lose Verbindungen zum deutschen Reich unterhalten.

Wie sich am Ende zeigte, sollte die Sterblichkeitsrate bei den Volksdeutschen in der Waffen-SS sogar deutlich höher als bei der Armata liegen. Dies war nicht zuletzt der meist schlechten und viel zu kurzen Ausbildung der Rekruten geschuldet, die häufig als Ersatztruppen

für bereits dezimierte Regimenter herangezogen wurden. Hinzu kam eine Bewaffnung, die ebenfalls unzulänglich war und zumeist noch den Beständen der zwanziger Jahre entstammte. Bezeichnend ist auch, dass man mit der SS-Division Prinz Eugen, eine rein volksdeutsche Kampfeinheit geschaffen hatte, die gegen die, in der Nachbarschaft der Heimat der Rekruten liegenden Gebiete zum Einsatz kam. Jedoch fehlte gerade bei den Kämpfen gegen die Partisanen auf dem Balkan auch oft der Nachschub an Munition und Nahrungsmitteln. Dies erzeugte, bei den ohnehin schon von den angetroffenen Realitäten ernüchterten jungen Rekruten, große Frustrationen. Dies hatte zweierlei Effekte: Zum einen, dass etliche Soldaten desertierten und über die Grenze zurück nach Rumänien gingen, wo man sie jedoch nicht immer freundlich empfing. Zum anderen entluden sich diese in großer Brutalität gegenüber der Zivilbevölkerung und den gefangenen Partisanen. Die Regeln der Genfer Konvention zur Behandlung von Kriegsgefangenen und zur Schonung der Zivilbevölkerung fanden keinerlei Anwendung und führten auf beiden Seiten zu zahlreichen schweren Kriegsverbrechen. Inwieweit unser Vater daran unmittelbar beteiligt war, liegt im Dunkel der Vergangenheit, man darf jedoch getrost annehmen, dass er das eine oder andere davon miterlebt hat, da es als Angehöriger dieser Kampfeinheiten einfach unumgänglich war. Was all dieses Erlebte mit einem jungen Menschen seines Alters bewirkte, gehört sicher zu jenen Dingen, die man sich als nicht Betroffener unmöglich vorstellen kann. Die Gräueltaten die er angesehen hat und diejenigen, an denen er vielleicht sogar selbst beteiligt war, die Schmerzerfahrung der Verwundungen, die ständige Angst getötet zu werden, die unsäglichen Entbehrungen in eisigen Schützengräben, die Verlorenheit als der Krieg zu Ende war und eine Heimkehr zu Familie und Freunden unmöglich – all dies auf den Schultern eines jungen Menschen, ohne die Möglichkeit einer psychologischen Betreuung, erscheint in unserer friedensgewohnten Gesellschaft als unvorstellbarer Horror und das war es sicher auch für ihn gewesen. Nur auf sich selbst gestellt, dies in der langen und zeitweise leidvollen Gefangenschaft in einem fremden Land zu überstehen und danach doch wieder in ein „normales“ Leben

zurückzukehren, verdient Anerkennung. Die gleiche Anerkennung, wie sie hunderttausende anderer junger Männer verdient hätten, die wie er ihre Jugend in diesem wahnsinnigen und völlig sinnlosen Krieg verloren hatten. Nur leider wurde diese ihnen nie gezollt. Eine Nachkriegskultur des vergessenen Wollens, des Totschweigens und der Scham hat dies verhindert und zusätzliche Wunden bei diesen Menschen hinterlassen. Wunden, über die man aber auch nicht reden konnte und von denen auch niemand etwas wissen wollte. Es war mir daher auch wichtig Situationen zu beschreiben, in denen sich gerade diese aufgestauten Emotionen Bahn brechen, ohne dabei auf ein schnulziges Niveau abzudriften. Ich hoffe dies ist tatsächlich gelungen. Nachdem er in Gefangenschaft geraten war, hatte er sicher die Hoffnung nach Kriegsende zügig entlassen zu werden, um wieder nachhause zurückzukehren. Dem war aber nicht so. Erst mehr als drei Jahre nach Kriegsende, sollte seine Entlassung erfolgen und dies, obwohl er nicht in einem Gulag in Sibirien interniert, sondern in den Händen eines demokratischen Landes war. Erschwerend kam dann hinzu, dass Rumänien mittlerweile alle deutschrumänischen Angehörigen von Wehrmacht und Waffen-SS, als Deserteure deklariert und somit deren Heimkehr unmöglich gemacht hatte. Diese sollte auch ihm lange verwehrt bleiben. Dieses Buch behandelt lediglich jenen Teil seines Lebens, der für alle die ihn kannten, immer wie hinter einer Milchglasscheibe lag. Daher tauchen in diesem Buch auch einige Charaktere auf, deren Existenz zwar durch Dokumente nachgewiesen ist, von denen jedoch nicht belegt ist, dass er diese Personen überhaupt, oder in der hier beschriebenen Weise getroffen hat. Andere wiederum sind ihm tatsächlich begegnet, wofür es auch fotografische und schriftliche Belege gibt. Die Namen der anderen erwähnten, nicht zur Familie gehörenden Personen, sind überwiegend frei erfunden. Insofern sind jegliche Ähnlichkeiten mit diesen verstorbenen oder eventuell noch lebenden Personen rein zufällig.

Martin Gross

Carcassonne 2021

Mein besonderer Dank gilt meiner Frau Birgit, die mit großer Geduld, meine zumindest geistige Abwesenheit während der Arbeit an diesem Buch ertragen hat. Auch musste sie sämtliche Kapitel im Erstentwurf lesen, was nicht immer ein flüssiges Leseerlebnis bescherte. Ihrer ständigen Ermunterung ist es auch zu verdanken, dass ich an diesem Thema festgehalten habe.

Ein weiteres großes Dankeschön gilt allen, die sich der Mühe unterzogen haben, dieses Buch in verschiedenen Entwurfsstadien zu lesen und wertvolle Anregungen zur Lesbarkeit zu geben. Dazu zählen Maria Schmidt, Hanni Pfaff, Gabriele Pfaff und Ute Reis.

Prolog

Man kann im Leben nicht in der Zeit zurückgehen - leider nicht einmal für eine kurze Spanne. Ich wollte ich könnte es und am besten für viele, viele Jahre. Dann hätte ich, wie die Meisten von uns, so manches anders gemacht. Nur in meinen Gedanken kann ich das bewerkstelligen und dann sind sie wieder da, die vielen Erinnerungen an Früher, als ich noch ein kleiner Junge und dann ein junger Mann war. Nicht das es nur schöne Erinnerungen wären, bei weitem nicht. Dieser ganze Scheißkrieg, der mein Leben verändert hat, ohne den hätte ich gut auskommen können. Oft fragte ich mich, wie wohl eben dieses Leben verlaufen wäre, wenn ich nicht in die Mühlen dieses Irrsinns gekommen wäre. Wenn ich einfach nur in Ivanda geblieben wäre und dort mein Leben hätte weiterführen können. Dann wäre vielleicht alles gut gewesen. Natürlich ist es müßig sich darüber ernsthafte Gedanken zu machen und in der eigenen Vorstellung kann man sich ja auch die schönsten Dinge ausdenken. Dieses Leben wäre sicher auch kein leichtes gewesen und doch wäre es dann tatsächlich *mein* Leben gewesen. Nicht bestimmt von irgendwelchen Idioten, die die Welt in Brand gesteckt haben, von Offizieren die uns befahlen Dinge zu tun, die kein Mensch hätte tun dürfen. Ich hätte nicht in einem Land leben müssen, mit dem mich nichts verband, außer der Geschichte meiner Vorfahren. Ich wäre mit meiner Familie zusammen gewesen und ich hätte mein Leben bei meinen Leuten gelebt.

Zu spät - jetzt liege ich hier und sterbe. Man hat mir gerade den Hintern ausgekratzt. Nicht einmal zur Toilette kann ich mehr. Meine jetzige Familie ist da oder zumindest ein Teil von ihr. Ich kann sie nicht wirklich gut sehen. Schon gar nicht ohne meine Brille, denn dann ist alles wie ein Schleier um mich herum. Meine Augen waren schon immer schlecht und trotzdem bin ich damals beim Militär gelandet. Heute denke ich, die hätten ohnehin alles genommen was noch irgendwie nach vorne laufen konnte. Bei mir war mit richtigem Laufen schon lange nichts mehr drin. Dieser verdammte Schlaganfall. Seit fast dreißig Jahren war ich am Humpeln gewesen aber die letzten Jahre war mir selbst das nicht mehr

möglich. Jetzt liege ich hier im Pflegeheim und ich weiß, dass es mit mir bald vorbei sein wird. Die Atmosphäre eines Lazaretts in dem Sterbende liegen ist mir ja bestens vertraut. Ich habe den Krieg und auch sonst so einiges überlebt und fast wäre ich zweiundachtzig Jahre alt geworden, aber die fehlenden drei Monate werde ich wohl nicht mehr schaffen. Was für ein armseliges Ende, gefesselt an dieses Sterbebett. Nur meine Gedanken sind jetzt noch frei und in ihnen kehre ich noch ein letztes Mal zurück zu jenen Tagen, als für die Zukunft noch alles möglich schien.

Im Banat



Ich wurde neunzehnhundertzweiundzwanzig, als Nachfahre ehemaliger deutscher Einwanderer, in Rumänien geboren. Um präzise zu sein – ich erblickte in einem Dorf namens Ivanda das sogenannte Licht der Welt. Da es August war, war dieses sehr grell und es war draußen genauso warm wie im Schoß meiner Mutter. Zumindest letzteres erleichterte die Sache – sehen konnte ich ja noch nicht. Mein Geburtsort liegt im Banat, einer Region im Grenzgebiet zwischen Rumänien, Serbien und Ungarn. Die Einwohner gehörten überwiegend zu den sogenannten Banater Schwaben, im achtzehnten Jahrhundert eingewanderte, überwiegend deutsch-stämmige Migranten, mit denen die Monarchie von Österreich die leeren und nach den Türkenkriegen verwüsteten Länder wiederbevölkern wollte. Seitdem sind wir – also die Banater Schwaben - eigentlich mehr oder weniger unter uns geblieben. Obwohl unsere Vorfahren überwiegend nicht aus dem deutschen Schwabenland stammten, war dies unsere Volksgruppenbezeichnung geworden. Dies rührte wohl daher, dass die Meisten vom schwäbischen Ulm aus die Donau heruntergefahren waren. Wir pflegten also unsere schwäbische Kultur oder zumindest das, was wir dafür hielten und wir mischten uns nicht oder nur mäßig, in die inneren Angelegenheiten des jeweils

herrschenden rumänischen Regimes ein. Vor allem haben wir uns nie mit den Rumänen assimiliert und von Integration konnte keine Rede sein. Das schien auch den Herrschenden kein Kopfzerbrechen zu bereiten, schätzten sie doch sehr unsere Tüchtigkeit und Produktivität. Dies war ja auch der ursprüngliche Grund, warum die Habsburger uns hierhergeholt hatten. Nehmt das Land und macht was daraus und das taten wir, bzw. meine Ahnen. Wohlhabend wurde keiner von uns, außer einige der Familien, die in die Stadt zogen und Unternehmen oder Geschäfte gründeten. Die fingen dann auch an sich mehr mit den politischen Dingen im Land zu beschäftigen, allerdings nicht immer mit Erfolg. Wir auf dem Land hatten damit bislang nichts zu tun aber das sollte sich leider bald ändern.

Eigentlich wollten wir ja nur hier leben. Dies war schon schwer genug, denn der feuchten Tiefebene unseren Lebensunterhalt abzuringen, war für sich schon eine schwierige Aufgabe. Wie die Meisten waren auch meine Eltern einfache, hart arbeitende Leute. Meine Mutter Roza versorgte Haushalt und Garten und damit verbunden sechs Kinder. Vier Jungen und zwei Mädchen. Unser Vater war wie so viele ein sogenannter Ackersmann, und bearbeitete einige Morgen Land mit seinen Händen und einem einzigen Ochsen. Dann war da auch noch unsere Großmutter Marga, die auch bei uns im Haus in einer kleinen Kammer wohnte. Ich glaube die Familie meines Vaters kam aus Schag, einem kleinen Ort an der Landstraße nach Temeschwar. Jedenfalls holten wir eines Tages unsere Oma mit einem Leiterwagen von dort ab. An meinen Großvater Rudolph hatte ich keinerlei Erinnerung. Er war zwar aus dem ersten Weltkrieg zurückgekehrt, aber einige Jahre danach gestorben. Er hatte es wohl mit der Lunge. Meine Großmutter meinte es sei das Gas gewesen. Wir hatten nicht viel Land und das Leben war ein ständiger Kampf. So ging es sehr vielen hier im Dorf aber trotzdem ein jeder schauen musste wo er blieb, gab es auch eine große Solidarität, wenn es jemandem wirklich sehr schlecht erging. Dann gab es noch unseren Dorfrat, der sich um die Angelegenheiten innerhalb unserer Gemeinschaft kümmerte und auch auf regionaler Ebene regelten wir unsere Dinge überwiegend selbst.

Zuhause hatten wir außer der Bibel keine Bücher, weshalb meine Eltern auch nicht besonders gut lesen und schreiben konnten. Auch ansonsten gab es nicht viel Ablenkung im Haus, weshalb wir, sofern es das Wetter zuließ, im Freien spielten. Unsere Spielzeuge waren sehr einfach. So wurden zum Beispiel die Puppen der Mädchen mit Köpfen aus Flaschenkürbissen ausgestattet. Diese wurden von unserer Großmutter bemalt und dann mit Röckchen aus altem Gardinenstoff oder was sonst so zur Verfügung stand angezogen. Die waren richtig hübsch und der Kürbis hielt so manches aus. Ich hatte von ihr einen kleinen Bären aus Sackleinen mit Strohfüllung bekommen. Diesen bewahrte ich stets unter meinem Kopfkissen auf. Trotz der einfachen Verhältnisse in denen wir lebten, hatten wir eine schöne Kindheit. Ich denke, dass viele sich noch an das Bild von Pfützen erinnern können, auf denen sich mit jedem Regentropfen große Blasen bildeten. Das funktioniert nicht sehr gut auf Asphalt. Das geht nur auf staubigen Sandstraßen. Davon hatten wir hier reichlich, jedoch keine einzige asphaltierte Straße. Ivanda war ein kleiner Ort mit etwa dreihundert Einwohnern. Wie alle Dörfer aus der Zeit der Einwanderungen, waren die Straßen schachbrettartig angeordnet und jedes Haus hatte einen Innenhof und einen großen Gemüsegarten. Wenn es regnete - und es regnete oft sehr heftig – verwandelte sich die ganze Straße in ein braunes Meer. Zurück blieben riesige, tiefe Pfützen und ein wunderbarer Geruch nach Regen und nassem Boden. Diese Pfützen hielten sich oft wochenlang und wurden von dicken, grünen Fröschen besiedelt. Sie zu fangen machte einen Heidenspaß. Danach sahen wir immer schlimm aus und gingen erst einmal in den Dorfteich baden, bevor wir uns nach Hause trauten. Unser Haus war typisch für unser Dorf. Da war zunächst der ebenerdige Wohnbereich mit der Küche und dem Wohnzimmer in dem sich nahezu alles abspielte. Dann noch die Schlafzimmer, von denen wir zu wenige hatten. Deshalb mussten die jüngeren Buben, Jacob und Matyas im Wohnraum schlafen und mein Bruder Nicolae und ich und die Mädchen Lissi und Leni teilten sich jeweils ein Zimmer. Direkt an das Haus angebaut war der Schweinestall und unter dem Dach war der Taubenschlag. Wenn wir uns im Haus aufhielten und es ausnahmsweise mal still war, dann war das tiefe

Gurren der Tauben unser ständiger Begleiter. Vollkommene Stille kam allerdings eigentlich nur nachts vor, nur dann schliefen die Tauben auch. Dann gab es da noch einen kleinen Kuhstall mit einem Heuboden und schilfgedecktem Dach. Das Ganze umschloss einen Hof, der zum Teil mit Weintrauben überwachsen war. Hier war auch unser Badezimmer. Es bestand aus einer Zinkwanne, welche aber die meiste Zeit an die Hauswand gelehnt in einer Ecke stand. Gebadet wurde nicht so oft, weil man dafür viel Wasser erwärmen musste. Wir wuschen uns meistens unter der Pumpe, die ebenfalls im Hof neben dem Brunnen stand.



Nur Oma, Mama, Leni und Lissi wuschen sich mit einer Schüssel im Haus. Hinter dem Kuhstall befand sich unsere Toilette. Im Sommer war das alles ganz in Ordnung, obwohl einen die Fliegen ganz schön nervten aber im Winter war es doch sehr ungemütlich kalt. Dann musste man sich mit seinen Geschäften beeilen. Materiell gesehen waren wir also eigentlich arm, nur wir Kinder wussten das nicht und waren einfach glücklich. Unsere Eltern erinnerten uns immer wieder daran, wie viel schwerer es noch unsere Ahnen, im 18. Und 19. Jahrhundert gehabt hätten. Der Spruch: „Der Erste hat den Tod, Der Zweite hat die Not, Der Dritte erst hat Brot“ war tief im kollektiven Gedächtnis verwurzelt. Er beschreibt in kurzer Form die Lebenssituation der Siedler, die im 18. Jahrhundert in

das damals versumpfte und noch immer von türkischen Überfällen geplagte Banat eingewandert waren.

Im Ort hatten wir auch unsere eigene deutsche Schule, jedoch hatten wir nicht immer Unterricht. Im Winter mehr und während der Erntezeit im Sommer, eher gar nicht. Wir mussten schon von klein an mithelfen und da blieb für die Schule nicht viel Zeit. Allerdings wurde dies immer mal wieder von der rumänischen Schulbehörde abgemahnt.

Als kleiner Junge war ich immer draußen im Garten, auf dem Feld oder beim Angeln an der Temesch, dem großen Fluss, der nicht weit von uns vorbeifloss. Mit meinen Freunden Sepi Horti und Karl Follmer trieb ich mich in den Ferien den ganzen Tag herum. Sepi war eigentlich keiner von uns. Er war Serbe aber das störte uns natürlich nicht. Nur meinem Vater Nicolae gefiel das gar nicht. Er wollte, dass wir unter uns blieben und nur da wo es unbedingt notwendig war mit den Serben und Rumänen zusammenarbeiteten. Auch meinte er, dass der faule Serbe uns nur von der Arbeit abhielt. Jeder musste mit anpacken und sich nicht nur vergnügen. Dies war seine einfache Lebensphilosophie – bete und arbeite, beinahe wie in einem Kloster. Das auch er andere Vergnügungen hatte fanden wir erst später heraus. Ein Pferd für die Ackerarbeit hatten wir anfangs nicht. Nur einen Ochsen. Der war ziemlich alt und wie ich fand, im Gegensatz zu uns, ziemlich dick. Meine Mutter Roza war oft verzweifelt darum bemüht uns alle satt zu bekommen und schimpfte jedes Mal hinter mir her, wenn ich mich aus dem Staub machen wollte, anstatt im Garten zu helfen. Aber sie war eine gute Frau – bestimmend aber auch gerecht. So wie man das wohl mit dieser Kinderschar auch sein musste.

Obwohl wir mitarbeiten mussten, blieb doch noch genügend Zeit zum Herumstreunen. So auch im Herbst 1932. Es war schon sehr früh empfindlich kalt geworden aber trotzdem ging ich an einem leicht nebligen Samstagmorgen zum Angeln an die Temesch. Ich hatte schon eine Weile meine Ruten aufgestellt und einige Fische gefangen, als es hinter mir im Gebüsch knackte. Ich schaute mich um, konnte aber nichts

sehen. Als es nun ganz in der Nähe laut raschelte stellten sich mir meine Nackenhaare. Ich packte mein Fischmesser mit der rechten Hand und nahm mir den Knüppel mit dem ich die Fische tötete in die andere. Langsam ging ich auf das Gebüsch zu, als plötzlich ein kleines pelziges Gesicht zum Vorschein kam. Ich stieß einen Schrei aus und machte einen Satz nach hinten aber es war nur ein kleiner Braunbär, der sich nun durch das Unterholz schob und neugierig auf mich zukam. Mir fielen sofort die Warnungen meines Vaters ein. Wo ein kleiner Bär ist, ist die Mutter nicht weit. Normalerweise gab es bei uns ja gar keine Bären. Die blieben mehr in den Bergen, jedoch könnte der frühe Schnee sie hierhergetrieben haben. Der Kleine stand jetzt vor mir und ich konnte keine weiteren Geräusche hören. Vielleicht war er alleine? Aber Bären können auch sehr, sehr leise sein hatte mein Vater gesagt. Vorsichtig hielt ich ihm einen meiner kleinen Fische hin. Erstaunlicherweise kam er sofort heran und schnappte sich den Happen. Er schien völlig ausgehungert zu sein. Der Fisch war denn auch sofort verschwunden und ich hielt ihm einen weiteren hin. Auch diesen nahm er sofort. Was tun? Vielleicht war er ja gar nicht wild, sondern war irgendwo ausgebüxt? So beschloss ich ihn mit nachhause zu nehmen. Also packte ich ihn vorsichtig im Nacken und mit einem Fisch vor seiner Nase hob ich ihn in meinen Bollerwagen und setzte ihn neben den Eimer mit dem Fang. An diesem bediente er sich dann während des Rückwegs auch eifrig. Mit dem Mittagessen aus der Temesch würde es heute wohl nichts mehr werden. Im Ort staunten die Leute nicht schlecht, als ich mit meinem Fang durch die Straßen rollte. Der Bär schien es auch zu genießen, so wie er dasaß und mit großen Augen um sich schaute. Der Eimer war mittlerweile leer und sein Bauch offensichtlich voll. Zuhause angekommen schaute mich mein Vater ebenfalls mit großen Augen an. Erstaunlicherweise reagierte er ganz gelassen, was bei ihm nicht sehr häufig vorkam. „Wo hast Du den denn her?“ „Ich habe ihn am Fluss gefunden. Er war ganz alleine. Also habe ich ihn gefüttert und dann mitgenommen. Kann ich ihn behalten?“ „So ein Bär braucht aber eine Menge Futter loan und er wird ja auch noch um einiges größer werden“. „Wir könnten ihm doch einen kleinen Stall bauen und ich besorge sein Fressen“. Ich schaute meinen Vater mit